

# Zwei Schweizer Könige

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **140 (1861)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-373110>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Zwei Schweizer Könige.

Wenn der Kalendermann in das Leben eingreift und aus demselben hervorragende Männer herausnimmt, die er Andern als Muster von Fleiß, Sparsamkeit und Beharrlichkeit hinstellt, so hat er die Pflicht, nicht bloß die Lichtseite solcher Muster hervorzuheben, sondern er muß die ganze Wahrheit sagen und auch die Schattenseiten zeigen. Der Kalendermann muß zeigen, wie weit man es bringen kann durch jene Tugenden; er muß aber auch zeigen, daß es nicht nur um den ehrlichen und fleißigen Erwerb eine schöne und nachahmungswerthe Sache, sondern daß es eine noch viel schönere, höhere und eigentlich heilige Sache ist, das Erworbene zum Segen der Menschen, unter denen und mit denen man es erworben hat, anzuwenden, und daß zu den großen Eigenschaften des Kopfes und Wissens auch noch solche des Herzens und Gemüthes kommen müssen, um den Nachkommen als Vorbild zu dienen. Von

diesem Standpunkte aus wollen die nachfolgenden wahrhaftigen Lebensabrisse zweier Zeitgenossen beurtheilt werden.

Der Kanton Zürich hat im Jahre 1859 zwei Bürger verloren, die es, bei verhältnißmäßig kleinem Anfang, durch rastlosen Fleiß, durch unermüdlche Energie, durch schöpferische Thätigkeit weit, so weit brachten, daß die von ihnen gegründeten Geschäfte einen gewaltigen Ruf, über die Grenzen der Schweiz hinaus, ja in ganz Europa erhielten, daß ihre Namen die Industrie der ganzen Eidgenossenschaft berühmt und geachtet machten in der Welt, und daß die Männer selber, jeder über eine ganze Armee von Arbeitern gebietend und zu ungewöhnlichen Reichthümern gelangt, scherzweise Könige genannt wurden. Wer, der diesen Kalender liest, hat nicht schon von dem Spinnerkönig **Kunz** in Uster gehört? Wer, den sein Weg schon nach Zürich geführt, kennt nicht die Neumühle daselbst und das ungeheure Geschäft des Hrn. **Escher** zum Felsenhof darin? Von diesen beiden Männern wollen wir etwas näher reden, ihren merkwürdigen Lebensgang und den außerordentlichen Aufschwung ihrer folgenreichen Thätigkeit genauer in's Auge fassen.



**Heinrich Kunz** wurde am 1. März 1793 in Detweil am Zürichsee geboren. Sein Vater, ein braver und rechtschaffener Mann, besaß ein kleines Bauerngütchen und trieb neben der Landwirtschaft mit seiner zahlreichen Familie die Baumwollentuch-Fabrikation. Die Mutter, eine verständige, thätige und willenskräftige Hausfrau, erzog ihre Kinder sehr einfach, gewöhnte sie an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Entbehrung und legte so auch in das Gemüth Heinrichs die Grundlagen jener Eigenschaften, die später den Mann kennzeichneten. „Geh' doch ja nicht mit den in der kothigen Straße!“ sagte der 7jährige Knabe auf seinem Schulwege einmal zu seinem jüngern Schwesterchen, „Du verdirbst minder Schuhe und Kleider auf den Seitenwegen.“



Nach vollendeter Primarschule besuchte der Knabe eine Privaterziehungsanstalt. Drei Jahre lang wanderte er Tag für Tag, Winter wie Sommer, den einständigen Weg in dieselbe hin und zurück, und aus den zwei Schillingen (zwoölf Rappen), die ihm seine Mutter jedes Mal mitgab, bestritt er die Kosten seines Mittagmahles. Unmittelbar nachher trat er als Handelslehrling in das Comptoir einer Baumwollspinnerei zu Gebweiler im Elfaß; er zeichnete sich daselbst aus durch Fleiß und Pünktlichkeit, und hier war es, wo er außer seiner Comptoir-Arbeitszeit die Spinnerei genauer kennen lernte, wo sein scharfer und richtiger Blick ihm zeigte, wie gewinnreich es wäre, wenn er seinen Vater bestimmen könnte, mit der Errichtung einiger Handspinnstühle den Versuch der Baumwollspinnerei daheim zu machen, und von wo aus der 17-jährige Knabe in einer sorgfältigen Kostenberechnung dem Vater nachwies, daß man mit 1440 Spindeln auf acht Spinnstühlen täglich 14 Gulden reinen Gewinn machen könne. Heinrich ließ nicht nach, in Briefen an Vater und Mutter und Schwestern fortwährend zu Ausführung seines Planes aufzumuntern, und als er sah, daß sein Vater Lust hatte, einen Versuch zu machen, legte er seinen weitem Briefen genaue Zeichnungen von Spinnstühlen und Vorwerken und ihren Bestandtheilen bei, um auch ungeübte Arbeiter zu befähigen, dieselben zu verfertigen und zusammenzusetzen. Während nun der Vater wirklich ein Anwesen kaufte und darin eine Anzahl Handspinnstühle aufstellte, eignete sich der junge Kaufmann in den Gesellschaften des Elfaßes, die er zu besuchen nicht ermangelte, jene gesellschaftliche äußere Bildung an, die ihm für sein ganzes Leben blieb. Sobald er aber wußte, daß der Vater daheim spann, duldete es ihn nicht länger in der Fremde; er ging im Herbst 1811 heim und übernahm die Leitung des neu gegründeten Geschäftes, das er aber mit mehr Energie als der Vater betrieb. Eine Zeit lang trug er selber im grünen Reisetäschchen die ersten Erzeugnisse seiner Arbeit zum Verkauf nach Wädensweil, um zu vernehmen, welche Mängel seine Garne noch hatten, und weil er wußte, daß erfahrene Kaufleute die besten Kenner sind. Seder gewonnene Thaler floß wieder ins Geschäft.

Kunz richtete nun sein Augenmerk darauf, sich das Wasser dienstbar zu machen; dadurch wurden nicht nur Menschenhände und somit Arbeitslohn erspart, das Fabrikat wurde auch bei der gleichmäßigen Drehung der Spindeln besser und schöner, der Absatz sicherer. Er verband sich mit einigen jungen Kaufleuten zur Errichtung einer Spinnerei in Schaffhausen und mietete auf eigene Rechnung zu gleichem Zwecke die Stagemühle bei Wezikon. Damit waren die ersten Schwierigkeiten überwunden. Der Gewinn floß reichlich; mit der Ausdehnung des Geschäftes wuchs die Energie des Begründers. Kunz entfaltete ein hervorragendes Organisationsstalent, und die Züricher und Winterthurer Kaufleute schätzten in ihm einen „Mann von Wort.“

Er war noch nicht 23 Jahre alt, als er 1816 den kühnen Entschluß faßte, am Nabache in Oberuster eine der ausgedehntesten schweizerischen Spinnereien zu errichten. Es war Grundsatz bei ihm, und er blieb demselben sein ganzes Leben treu, nie mit fremdem Gelde zu spekuliren; er bestritt die enormen Kosten der Erstellung und Betreibung der Fabrik aus eigenen Mitteln, und nach zwei Jahren war das Werk im Gange. Vater und Sohn betrieben dasselbe gemeinsam; den Reingewinn theilten sie zu gleichen Theilen. Im Jahre 1825 starb der Vater und hinterließ ein Vermögen von 250,000 Gulden, das aber in vier Theile ging. Jetzt stand Kunz allein; seine Thätigkeit verdoppelte sich. 1826 stieg die Fabrik zu Niederuster, 1829 die zu Windisch empor; die Gemeinde schenkte dem Gründer des schönen und großen Werkes das Ehrenbürgerrecht. Im Jahre 1831 kaufte Kunz die Fabrik im Reymptthal, 1835 das Lokal zu Adlischweil, auf dem er später einen neuen Bau ausführte, und fast gleichzeitig gründete er seine fünfte industrielle Unternehmung im Lintthal am Fuße der Hochgebirge. Alle diese Schöpfungen waren im höchsten Flor, sie alle leitete er mit starker, fester Hand; überall handhabte er strenge Ordnung. Das Geheimniß seines fortwährenden Absatzes bestand in der immer gleichen Vortrefflichkeit seiner Waare; nie hat er mit schlechter Waare Jemanden betrogen. Nachdem er zu Ende der vierziger Jahre die Spinnereien zu Norbas



und Nathal errichtet hatte, belief sich sein jährlicher Verkehr auf 3 — 4 Millionen; er arbeitete mit 150,000 Spindeln, beschäftigte über 2000 Arbeiter und bezahlte jährlich etwa 700,000 Fr. Arbeitslohn. Heinrich Kunz war einer der größten Spinner in Europa geworden, selbst England hatte kaum einen größern aufzuweisen; man nannte ihn darum den „Spinnerkönig.“

Feste, unwandelbare Grundsätze, die er zu eigener Richtschnur in ein Heft zusammengetragen hatte, leiteten ihn bei seinem großen Verkehr. Vor Allem hielt er bei seinen Arbeitern auf Ordnung und Reinlichkeit, Sparsamkeit und Fleiß. In den Fabriken duldete er weder Schmutz noch alte unbrauchbare Maschinen. Für die Anschaffung vorzüglicher Werkzeuge zahlte er kein Geld; kostbares Probieren haßte er, eine bewährte neue Erfindung benutzte er. Er verstand nichts von höherer Rechenkunst, geometrischem Zeichnen u. dgl. Seine 70 — 80 Schlosser und Drechsler waren geschickte, praktische Männer, von denen er nur verlangte, daß sie Vollendetes genau nachbilden konnten, und auf seinen Comptoirs war die einfache Buchhaltung eingeführt. Er hatte, was ihm freilich später zum großen Schaden gereichte, weder Magazin- noch Lagerbücher über seine ungeheuren Vorräthe, er zog weder Jahresrechnungen noch Inventarien, und doch waren seine Handelsbücher in musterhafter Ordnung, und sein kaufmännischer Verkehr führte fast nie zu Streitigkeiten. — Wer nicht zur Zeit bezahlte, mit dem mied er den Verkehr; dem redlichen Geschäftsmann aber eröffnete er namhaften Kredit. Seine Energie in der Ausführung der sorgfältig durchdachten Pläne war durch kein Hinderniß aufzuhalten; kein Unglück, weder Feuersbrunst noch Wassernoth, brachte ihn aus der Fassung.

Kunz hatte persönlich, so zu sagen, gar keine Bedürfnisse, und gleichwie er selber wie der einfachste Mann lebte, so schätzte er diese Einfachheit als die Grundlage der Sparsamkeit und des Wohlstandes auch bei Andern. Kunz war nie verheirathet, er nahm sich keine Zeit dazu. Er war ein rüstiger Fußgänger, und wer den Mann in seinem blauen Frack, den knapp anliegenden kurzen Beinkleidern, der weißen Halsbinde und dem nachlässig auf dem Kopf sitzenden Hute beobachtete, der wundert sich nicht über

den Ausspruch eines ausländischen Geistlichen: „Dieser Mann ist ein Narr oder ein Genie.“

— Im fortschreitenden Alter wurde Kunz freilich hart und eigensinnig; er gerieth mit den Behörden vielfach in Streit, wurde oft gebüßt und mußte 1850 wegen thätlichen Widerstandes gegen amtliche Befehle sogar acht Tage in's Gefängniß wandern. Seit dieser Zeit war er nicht mehr gut auf die „Schreiber“ zu sprechen, von denen er indessen auch vorher nie zu viel gehalten hatte. — Auch sonst hörte er nicht gern Widerspruch. „Das weiß ich besser“, war seine ständige Antwort auf Einreden; „so will ich's haben; so muß es sein!“ sein letzter Grund. Die Energie des Mannes wurde beim Greise zum Starrsinn. Je älter Kunz wurde, desto schwerer wurde es ihm, den ungeheuren Umfang seines Geschäftes zu überschauen, und jetzt fing das Mißgeschick an. Mißtraulich, wie er war, hielt er sich von seinen Verwandten fern; Schurken und Heuchlern dagegen, die er nicht durchschaute, ließ er sein Ohr. Er wurde auf kolossale Weise bestohlen und betrogen; ein falscher Freund errichtete einen eigenen Garnhandel in St. Gallen von gestohlenen Kunz'schen Garnen; ein 30-jähriger Diener, auf dessen Treue und Ehrlichkeit Kunz Häuser baute, war ein abgefeimter Schelm; in den Fabriken trieb eine organisirte Diebsbande ihr Wesen. Der Gemeinderath und Stillsstand von Uster wandte sich gegen die Verderbniß der Arbeiter in den Fabriken des Obersten Kunz um Abhülfe an den Regierungsrath. Kunz setzte jeder Klage den entschiedensten Widerspruch entgegen. Er wollte schlechterdings nicht an die Unordnung in seinen Fabriken glauben, noch weniger wollte er, daß Andere daran glauben, am allerwenigsten aber, daß die Behörden Untersuchung einleiten und sich in seine Geschäfte, wie er es nannte, mischen sollten. Es half aber nichts. Wider seinen Willen schritten die Gerichte ein; es wurde gegen die Diebsbande eine Riesenuntersuchung eingeleitet, Kunz erschwerte dieselbe auf alle Weise; er wollte lieber den dreifachen Schaden tragen, als den Vorwurf schlechter Wirtschaft in den Fabriken an sich kommen lassen. Immerfort behauptete er: „Nichts ist mir gestohlen worden, meine Leute sind treu“; aber die Beweise gegen die Diebsbande häuften sich in



erdrückender Masse; der treu geglaubte Diener, dessen Schuld klar war wie der Tag, erdrosselte sich mit eigener Hand in der Untersuchungshaft, — eine ganze Reihe von Diebstählen wurde vor dem Schwurgericht erhoben, vor dem der Bestohlene immer noch an der Redlichkeit des Selbstmörders festhielt, und das Zuchthaus nahm verschiedene der Genossen in sich auf. Jetzt mußte selbst Kunz an das nicht Geahnte glauben, — er fühlte sich unglücklich, er schämte sich dieser Niederlage vor sich selber und vor Andern; eine Zeit lang ging er wie verloren umher, der Millionär aß nicht, sprach nicht, er verlor sein Selbstvertrauen. Kunz suchte jetzt, nachdem er sich wieder gefaßt, unter seinen Verwandten nach jüngern, kräftigen Stützen; er trat einen Theil seiner Fabriken ab, bereute die Abiretung wieder, trat auf's Neue ab, zog von einem Fabrikstz auf den andern, fühlte sich in keinem mehr behaglich, kaufte darum zuletzt noch das Schloß Greifensee, mochte aber auch hier nicht in die Länge bleiben und zog wieder nach Uster. Von hier aus machte er im August 1859 eine Vergnügungsreise nach München, verweilte auf dem Rückweg etliche Tage in Cannstadt, kam krank heim, wurde vom Nervenfieber ergriffen und fühlte seine Kräfte schwinden. Vergebens that er sich Gewalt an, stark zu scheinen. Ein kaltes Bad erquickte ihn nicht mehr, und am 21. August entschlummerte er mit den Worten: „Mir ist nicht mehr zu helfen“, sanft in der Mitte seiner nächsten Verwandten. Heinrich Kunz hinterließ das kolossale Vermögen von wenigstens 25 Millionen Franken. Seine Erben machten gut, was er versäumt hatte: sie schenkten zu wohlthätigen Zwecken gegen  $\frac{3}{4}$  Million, darunter die großartige Gabe von 400,000 Fr. an ein neues Irrenhaus. Die Spinnereien vertheilten sie unter sich; zwei Neffen desselben übernahmen die zu Windisch, Norbas und Kempthal mit zirka 115,000 Spindeln, nachdem sie die Spinnerei zu Adlischweil schon zu Lebzeiten des Oheims übernommen. Dieselben führen das große Geschäft unter der Firma „Heinrich Kunz“ fort, während die Spinnereien in Niederuster und Nathal, jene mit 15,000 und diese mit 13,000 Spindeln, je an die zwei weiteren Neffen des Erblassers fielen. Die Lieblingsfabrik in Oberuster hatte

Kunz in den letzten Lebensjahren an Dritte verkauft.

Es gehört zu den Segnungen der Republik, daß ihre edelsten Bürger es nicht verschmähen, die Arbeit, den ausdauernden Fleiß und die gewerbliche Betriebsamkeit durch persönliches Handanlegen hoch zu halten. Eine Reihe der bedeutendsten Männer Zürichs, Abkömmlinge desselben Geschlechtes, aus denen ein langes Register von Bürgermeistern zusammengesetzt ist, giebt uns die Namen der tüchtigsten Kaufleute und Fabrikanten, und Hans Kaspar Escher, der Neumüller, ist nicht der Letzte unter denselben.

**Hans Kaspar Escher**, geboren 1775, ist der Sohn des Herrn Johannes Escher vom Felsenhof in Zürich, des ältern Bruders von Escher von der Linth. Der Vater war ein fein gebildeter Mann, und die Mutter, eine geborene Landolt, eine eben so geistreiche und liebenswürdige Frau als wackere Mutter. Die Schulen der Stadt Zürich waren zu der damaligen Zeit noch so pedantisch und mangelhaft als die Schulmeister selber. Hans Kaspar hatte nicht das Glück, das Wohlgefallen derselben zu erregen; im Gegentheil, sie gaben den Eltern den Rath, den Knaben aus der Schule zu nehmen, „aus dem werde sein Lebtag nichts.“ Die guten Schulmeister! Hans Kaspar sollte in einem Fabrikationszweige, den sein Vater betrieb, sich ausbilden; er zeigte aber keine Lust dazu, ging vielmehr nach Italien und bildete sich hauptsächlich in Rom, zum Architekten aus. Hier traf er unter Andern mit dem berühmten Dichter Göthe zusammen, der ihn später in Zürich besuchte. Der Aufenthalt in Italien war von nachhaltigem Werth für Escher; er erwarb sich daselbst einen Sinn für Geschmack und Eleganz, der ihm sein ganzes Leben über blieb und zu gut kam. Nach Zürich zurückgekehrt, trieb Escher eine Zeit lang seinen Beruf als Architekt und führte einige Gebäude, unter Andern das Kasino oben am Graben, aus; allein die stadtzürcherische Baulust war zu jener Zeit eine sehr geringe, und Escher wurde „Spinner.“

Gemeinsam mit einem sonderbaren Manne, mit Rudolph Hess von Zürich, reiste er 1807 nach Sachsen, um daselbst das Geheimniß der





dortigen Baumwollenspinnerei kennen zu lernen, — Beide wurden mit Landjägern wieder über die Grenze spedirt. Jetzt stellte Escher den ersten kleinen Spinnstuhl im Kanton Zürich auf, ohne Hülfe von Wasser- oder Dampfkraft setzte er in einem Zimmer des Felsenhofs mit eigenen Händen die ersten Spindeln in Bewegung; bald nachher aber kaufte er die damals noch sehr unbedeutende Neumühle am westlichen Ende Zürichs an der Limmat und richtete daselbst eine mechanische Baumwollenspinnerei ein. Bald entfaltete der junge Mann, den seine Schulmeister aufgegeben hatten, die glänzendsten Eigenschaften eines bedeutenden Geschäftsmannes; sein

Genie, seine Beobachtungsgabe, seine unermüdlige Thätigkeit waren die besten Bürgen für das Gedeihen des neu gegründeten Geschäftes. Dasselbe nahm denn auch von 1814 an, wo Escher die erste Reise nach England machte, seinen stetigen und soliden Aufschwung. Das glückliche Gedeihen der Neumühle-Spinnerei veranlaßte die schnelle Ausbreitung dieses Industriezweiges im ganzen Kanton und die Errichtung einer bedeutenden Menge von Spinnereien in der übrigen Schweiz, in Italien und den angrenzenden österreichischen Provinzen und in französischen Departements, welche alle die Modelle der Züricher Spinnerei auf verschiedenen



Wegen benutzten. Die Neumühle war auch eines der ersten Etablissements, welches darauf Bedacht nahm, nachdem einmal die Spinneret festen Fuß im Lande gefast hatte, für die Fabrikation der verschiedenen Maschinen in größerem Maßstabe eigene Anstalten zu errichten; Escher machte eine zweite Reise nach England, besuchte daselbst die großen Werkstätten in den Fabrikstädten, und von jetzt an wurde in der Neumühle die mechanische Werkstätte die Hauptsache. Zu Anfang der 1830er Jahre war sie die größte unter allen der Schweiz, und sie ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Neumühle hat ihre Thätigkeit der Anfertigung von großen Triebwerken, Turbinen, Dampfkesseln, von Werken für die Baumwoll- und Flachspinneret, Papierfabriken, dem Bau von Dampfbooten und in neuester Zeit auch dem Bau der Lokomotive zugewandt. Meier von Rnonau giebt schon im Jahre 1843 die Zahl der Arbeiter in der Neumühle auf ungefähr 600, die Masse der jährlich verarbeiteten Metalle auf 30,000 Zentner und den Werth der jährlich erzeugten Waaren auf ungefähr 1 Million Franken an. Von Dampfbooten nennt er 19, die sich auf den Züricher-, Vierwaldstätter-, Thuner-, Genfer-, Comer- und Bodensee und die Donau vertheilen. Die Zahl der Arbeiter hat sich seither verdoppelt; die Gesammzahl der erbauten Dampfschiffe betrug 1860, 29 Dampfschiffsmaschinen ungerechnet, 72; ein Escher'scher Dampfer befährt das mittelländische Meer und ist bald an den Gestaden Frankreichs, bald an denen Italiens, bald an den Küsten Afrika's zu treffen. Andere bewegen sich auf den Seen des nördlichen Italiens, auf den Lagunen Venedigs und auf dem adriatischen Meere, und überall wird der Name Escher mit Ehren genannt. Aus der kleinen Neumühle von 1807 ist ein ganzes gewerbreiches Stadtquartier, ein industrielles Dorf geworden; Haus um Haus, Grundstück um Grundstück wurde im Laufe der Jahre erstanden, bienenartig gehen die schwarzen Gestalten der Feuerarbeiter daselbst aus und ein. Den ganzen Tag über dröhnt es und hämmert und dampft und zischt und steigen die Feuerfunken aus den gewaltigen Schloten, und wer alle diese verschiedenen Thätigkeiten des menschlichen Geistes und die physischen Kräfte der Hunderte

und aber Hunderte von Arbeitern in Bewegung sezet, — die Seele des Ganzen war — Escher, nach dessen Namen das gewerbreiche Quartier billig heißen sollte. Kostlose Thätigkeit, unbeugsame Energie: das waren seine hervorragendsten Eigenschaften. Jede Neuerung wurde ängstlich und nach allen Seiten geprüft, dann aber, wenn sie die Prüfung aushielt, mit unerbittlicher Festigkeit ausgeführt. Escher ist Alles, was er wurde, gleich Kunz, aus sich selber geworden; seine Kenntnisse und Erfolge verdankte er der eigenen Willenskraft. Mit ausgezeichnetem Geschick und scharfem Blick wußte er die Führer seines Arbeiterheeres, die „Cadres“, insbesondere die Techniker, auszuwählen. Viele derselben sind in der Neumühle alt geworden, und diese Veteranen der Arbeit haben ein warmes Herz für das Wohlergehen ihrer Werkstätte, an das sie auch mit allen Bänden ihrer Existenz geknüpft sind. Gleich Kunz hielt Escher mehr auf die Techniker als auf das „Schreibervolk“, — obwohl er geistige Bildung zu schätzen wußte. Seit 1806 mit einer Gattin vereinigt, die er nach 53 jähriger Ehe als Witwe hinterließ, hatte er in ihr im schönsten Sinne des Wortes der heil. Schrift „eine Gefährtin gefunden, die um ihn sein sollte.“ Das Glück einer freundlichen Häuslichkeit, eines ruhig milden und verständig weiblichen Einflusses ward ihm in hohem Maße zu Theil. Die Gattin schenkte ihm drei Kinder, vor Allem den reich begabten Sohn Gustav Albert, dessen Talent und Bildung, auf dem Boden alles Dessen stehend, was der Vater seit einem halben Menschenalter errungen, — zu den stolzesten Hoffnungen berechtigte, und zwei Töchter, beide in engern und weitem Kreisen durch ihre Thätigkeit für Linderung menschlichen Elendes bekannt. Und wenn Escher den häuslich-schönen Kreis der Seinigen verließ, um in seine Neumühle zu gehen, so fand er auch da „ein Volk, das seinen Herrn liebte.“ Escher war ein warmer Freund, ein wahrer Vater seiner Arbeiter; wo er Einem derselben persönlich helfen konnte, da geschah es, und der Arbeitslohn, den er zahlte, war höher denn irgendwo anders; — kein Wunder, daß ihm die Arbeiter mit inniger Anhänglichkeit zugethan waren. So war es Escher vergönnt, die edelsten Früchte des Lebens: Talente, Freundschaft,



Liebe, Erfolg der Arbeit, Anerkennung der Mitbürger und alle edlern Genüsse, die ein wohl erworbenes Vermögen bietet, einzusammeln, — er war fürwahr ein glückliches Erdenkind! Aber auch ihm wurde die Prüfung nicht erspart. Kaspar Escher verlor 1846 den einzigen Sohn und Erben mitten in seiner Kraft und seinen großartigen Plänen! Er war 70 Jahre alt, als ihm der Allmächtige diesen Kelch schmerzlicher Prüfung sandte. Mit ungeheurer Willenskraft überwand und verarbeitete der alte Mann das Unglück, das nicht bloß den Vater, sondern dessen ganzes Lebenswerk und Arbeitsgebäude getroffen hatte; mit einem Gemüthe voll Selbstverleugnung und Religiosität ertrug er, der rasche, oft sogar ungestüme Mann, seine Trübsal und tröstete seine Gattin. Der Sohn hinterließ ihm eine Enkelin.

Eine politisch hervorragende Stelle hat Escher nie eingenommen; er wirkte früher im großen Rathe und im Stadtrathe. In den Dreißiger Jahren, wo die Konservativen, denen auch Escher angehörte, der neuen Zeit weichen mußten, erhielt auch er Muße, sich ganz und vollständig seinem großen Geschäfte zu widmen. Er errichtete von jezt an noch mehrere große Spinnereien, so bei Wien und in Urach in Württemberg, wo er einer armen Bevölkerung mit dem großartigen Geschäft herrliche Dienste leistete. In den letzten Jahren seines Lebens begann er auch die Errichtung einer Maschinenfabrik in Ravensburg im württembergischen Oberlande, die eine glänzende Zukunft verspricht.

Im Jahre 1854 überwand der 79jährige Greis eine ernste Krankheit und genoß noch fünf Jahre freundlichen, immer thätigen Alters. Acht Tage vor seinem Tode musterte er zum letzten Male seine Fabrik. Ende August 1859 wurde er krank, er fühlte das Herannahen seiner letzten Stunde, und seinem Charakter wie im Leben so auch im Tode getreu, starb er schön und freundlich, und wie ein mehr als 60 Jahre lang mit ihm verbundener Freund und Augenzeuge sagt, „so schön und freundlich, wie man nur wenig Menschen sterben sieht: als ein Arbeiter, der getrost und heiter zur Ruhe einging.“

Die ganze Stadt Zürich hat in einem unabhgbaren Leichenbegängniß ihren Mitbürger Hans Kaspar Escher zu Grabe geleitet, und von

jener kleinen Schaar auserkornen Arbeiter, die am 1. September 1859 das Ehrenamt erhielten, die sterbliche Hülle ihres Werkmeisters zur Ruhstatt zu tragen, zählten alle 24 und mehr Dienstjahre.

Beide, der Spinnerkönig und der große Werkführer, haben manche Eigenschaften des Charakters mit einander gemein, die ihre außerordentlichen Erfolge erklären: die republikanische Einfachheit in allen Dingen, die geniale Kraft des Schaffens und die Unbeugsamkeit des Entschlusses, den Geist der Ordnung und die Energie des Handelns. Was aber Escher weit über Kunz stellt: das ist der Mensch in ihm. Kunz war hart und rauh gegen seine Arbeiter und gegen Andere, gerade so hart und rücksichtslos wie gegen sich selber; er hatte keinen Sinn für die Armen, gab nicht oft und pflegte zu sagen: Jeder könne, wenn er ernstlich wolle, sich selber helfen. Escher dagegen war, wie sein geistreiches und wohlwollendes Gesicht andeutete, mild und freundlich, wohlwollend und gefällig. Kunz hatte für Nichts Sinn als für seine Fabriken und den Gang seiner Spindeln; Escher war allgemein gebildeten Geistes, kunstsinntig bis zu seinem Ende. Kunz hatte ein strenges und unstatthafes Bußensystem in seinen Fabriken eingeführt: die Bußen flossen in seine eigene Tasche, die Rappen der armen Arbeiter in den Sackel des Millionärs! Escher hatte, der Erste unter allen Fabrikanten des Kantons Zürich, ein vorzügliches Sparkassen-System in der Neumühle eingerichtet, das den Arbeitern trefflich zu Statuten kommt. Kunz war der Herrscher, Escher der väterliche Freund seiner Arbeiter. Die reinen Freuden des Lebens waren Kunz versagt; der vorübergehende Ersatz, den er dafür suchte, wirft manchen Schatten auf ihn, und wenn auch der Volksmund sich in Uebertreibungen gefiel, so wendet der Freund der Wahrheit sein Auge auch hier wieder um so lieber auf Escher, der im schönsten Familienkreise Liebe gab und empfing, und der nach dem Tagwerk voll Arbeit in der reinsten Anhänglichkeit seiner Frau und Kinder die ersehnte Ruhe fand. Wir wollen dem Spinnerkönig nicht zu nahe treten. Er hatte große Eigenschaften des Kopfes, — aber ihm fehlte das Herz. Escher war, wie Kunz, ein industrieller König, — der Krone des



Spinners aber fehlte die schönste Perle, die das Diadem des Werkführers schmückt: die Perle der echten Humanität!

Beide Schweizer Könige sind dahingegangen: in den Kunz'schen Fabriken walten thätige Erben; in der Neumühle der wackere Schwteger-

sohn des Gründers, der das gewaltige Geschäft im Escher'schen Geiste fortzuleiten sich bestrebt. Es dröhnen die Hämmer, es schnarren die Spindeln, — während ihre Schöpfer im stillen Grabe ruhen. Das ist der Gang der menschlichen Dinge!

### Das ungefährliche Symptom (Krankheitszeichen).



Doktor

(mit besorgter Miene).

„Er phantastirt, spricht verworren, ja mitunter laudermwelsches Zeug; — ein sehr bedenkliches Zeichen!“

Abwart

(beruhigend).

„Ach, Herr Doktor! Das hat nichts zu bedeuten; der Herr Präsident spricht immer so!“

### Die mit Dank angenommene Warnung.

Einem Thurgauer, der einem Herrn in St. Gallen den Jahreszins gebracht hatte, wurde mit holländischem Käse aufgewartet. Als ihm der Bauer zu stark darauf einzuschneiden schien, sagte der Herr, um ihn zur Mäßigkeit zu ermahnen: „Es ist holländischer Käse.“ — „So! ich habe noch keinen so guten gegessen“, erwiderte der Bauer und hieb auf's Neue darauf los. Der Herr verschärfte daher seine Mahnung, indem er bemerkte: „Man kann auch leicht davon zu viel essen, ja sogar daran sterben.“ Den Rest in den Sack

steckend, sagte der Bauer: „Dann will ich aufhören und ihn meiner Frau zu essen geben.“

### Zwei Aufrichtige.

Schnäderhannes. Warum machst so ä Ribel hüt bi Di'm Mofskrug?

Schlipfbatist. 's ist mer schlecht gange, sie händ mi i's Falliment g'ht; jez schintr' mi, wo mi ä Mensch oder ä Stude alueget.

Schnäderhannes. Das ist mir schu zwei Mal passirt; deswäga häng' ich de Grind nüd. Bi üs macha Fallite jez bald d' Mehrheit us, und d' Mehrheit gilt denn doch no öppts in d'r Republik!